Die Entwicklungsgeschichte des Weltalls.

Die Aenderungen in der Umdrehung der Planeten haben in der kosmogonischen Entwicklung eine überaus wichtige Rolle gespielt, deren Bedeutung aber erst Sir G. H. Darwin erkannt hat. Demgemäß sind es zwei Ursachen, die dahin streben, die Rotation der Planeten zu ändern, nämlich einerseits die Wirkung der Gezeiten (Ebbe und Flut), anderseits die Erkaltung und Schrumpfung der Planeten. Die erste dieser beiden Ursachen hat die ursprüngliche Umdrehung der Erde in eine entgegengesetzte verwandelt, von der nämlichen Dauer wie die Umlaufszeit um die Sonne; hierauf wurde die zweite Ursache überwiegend, wodurch die Umdrehung rascher wurde, aber ihre Richtung nicht änderte. Die Tagesdauer vergrößerte sich demnach unaufhörlich, aber durch eine Art von Rückwirkung vergrößerte sich in gleicher Weise auch die Dauer des Monats, und der Mond entfernte sich ununterbrochen von der Erde. Als er sich ursprünglich bildete, hat er fast die Erdoberfläche berührt, Monat und Tag hatten die gleiche Dauer von fünf oder sechs unserer heutigen Stunden; nach Verlauf unzähliger Jahrtausende wird die Dauer von Monat und Tag wiederum gleich sein, aber an Länge etwa zwei unserer heutigen Monate entsprechen. Gleichzeitig wird die Erde dann stets dem Monde die nämliche Seite zuwenden. Alle diese Hypothesen, wie weit sie auch sonst voneinander verschieden sind, haben den gemeinsamen Charakter, daß sie auf Theorien der mathematischen Astronomie beruhen, von den physikalischen Wissenschaften aber wenig entlehnt haben und deshalb unvollständig sind. Die Physiker ihrerseits haben sich hauptsächlich mit dem Ursprung der Sonnenwärme beschäftigt.

Genaue Messungen haben dabei die merkwürdige Tatsache enthüllt, daß eine erstaunliche Verschwendung der Wärmestrahlen unserer Sonne stattfindet. Aber woher bestreitet die Sonne diese ungeheure Wärmeverschwendung? Man wollte sie anfangs in chemischen Prozessen suchen und glaubte, die Sonne brenne wie ein ungeheures Kohlenlager; allein, wenn die Sonne aus bester Kohle bestände, würde sie noch nicht einmal für die Dauer unserer geschichtlichen Zeit geleuchtet haben können. Man hat daher angenommen, daß die Energie der Sonne aus der Zusammenziehung der Sonnenmaterie herrühre.

Hiernach war der ursprüngliche Sonnennebel anfangs kalt, und er erhitzte sich, indem er sich zusammenzog. Damit sind wir aber sehr weit entfernt von dem Urnebel, den Laplace annahm, und der heiß war, aber in dem Maße, als er sich zusammenzog, erkaltete. Eine gasförmige Masse, die der Gravitation unterworfen ist, kann keine Wärme verlieren, ohne zu erkalten; sie kann nicht erkalten, ohne sich zusammenzuziehen, und sie kann sich nicht zusammenziehen, ohne sich dadurch wieder zu erwärmen. Die Frage entsteht daher, was wird das Endergebnis davon sein?

Sobald es sich um ein vollkommenes Gas handelt, kann man diese Frage beantworten. Wenn es ein- oder zweiatomig ist, wird es beim Zusammenziehen seine Temperatur steigern, ist es aber mehratomig oder genügend verdichtet, um sich erheblich von den Gesetzen eines vollkommenen Gases zu entfernen, so wird es beim Zusammenziehen erkalten. Keinesfalls erhält man durch diesen Vorgang Wärme für mehr als 50 Millionen Jahre, also für einen Zeitraum, den die Geologen für viel zu kurz erklären, da sie wenigstens 200 Millionen Jahre für das Alter der Erde beanspruchen.

Die Frage blieb sonach ohne Antwort bis zur Entdeckung des Radiums, das befähigt schien, alles zu erklären. Jedenfalls lehrt es uns, daß noch sehr viele Geheimnisse vorhanden sind, und daß man nicht zu schnell mit der Behauptung hervortreten darf, eine Erscheinung sei unerklärlich. Die Weltenbildungstheorien, welche wir im vorhergehenden erörtert haben, dehnen sich nicht über die Grenzen unseres Sonnensystems aus. Laplace hat gewiß geglaubt, die fremden Weltsysteme seien unserem Sonnensystem ähnlich, und was für dieses passe, werde auch für sie genügen. Endlich schienen ihm diese Systeme sämtlich durch so ungeheure Räume von einander getrennt, daß eine gegenseitige Einwirkung aufeinander nicht anzunehmen war.

Die Fortschritte der Astronomie gestatten aber heute diese Voraussetzung nicht mehr. Zunächst müssen wir auf die außerordentlich zahlreichen Doppelsterne hinweisen, auf welche die Laplacesche Theorie nicht anwendbar ist. Man kann indes andere Hypothesen aufstellen. Nehmen wir z. B. einen Nebel an, der wie der Laplacesche rotiert, sich aber von diesem dadurch unterscheidet, daß seine Masse nicht hauptsächlich in einen zentralen Kern vereinigt, sondern gleichmäßig verteilt ist. Wenn diese Masse erkaltet, zieht sie sich zusammen und die Rotation des Nebels wird beschleunigt. Gleichzeitig wird aber auch die Abplattung desselben zunehmen, bis sie eine gewisse Grenze überschreitet. Dann verlängert sich die Masse in der Art, daß sie drei ungleich große Achsen erhält und die Form eines Ellipsoids annimmt. Geht die Entwicklung weiter, so zerfällt letzteres endlich in zwei getrennte Massen, die an Größe miteinander vergleichbar sind. In solchen Vorgängen ist möglicherweise der Ursprung der Doppelsterne zu suchen, vielleicht sogar der unseres Mondes.

Das Spektroskop lehrt uns, daß auch die einfachen Sterne nicht alle untereinander gleich sind, und man darf annehmen, daß die verschiedenen Spektraltypen, die sich zeigen, verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung entsprechen. Auch wenn all diese Sterne zu gleicher Zeit entstanden wären, kann es immer Ursachen geben, infolgedessen einige Sterne schneller altern als andere. In den Tiefen des Himmelsraumes zeigen sich aber noch andere Objekte, nämlich Sternhaufen und Nebelflecke. Von letzteren sind einzelne im Fernrohr in Sterne aufgelöst worden, von anderen aber lehrt das Spektroskop, daß sie wirkliche Nebelmassen sind. Diese zeigen sich in den verschiedensten Gestalten: als Scheiben, Ringe, Spiralen oder ganz unregelmäßig aussehende Gebilde. Anfangs dachte man, daß sie Nebelvorläufer späterer Sterne oder Sternhaufen seien, aber gegenwärtig ist man in dieser Beziehung weniger zuversichtlich. Von Zeit zu Zeit leuchtet unter den Sternen ein Fixstern plötzlich auf, nimmt dann bald an Helligkeit ab und zeigt zuletzt ein Spektrum, das dem der planetarischen Nebel ähnlich ist.

Den umgekehrten Vorgang, daß ein Nebel sich in einen Stern verwandelt hat, wie es die Laplacesche Theorie wenigstens grundsätzlich fordert, hat man aber noch niemals unter den Körpern des Weltraumes gefunden. Ein neuer Stern erscheint plötzlich, und das hat den Anschein einer Katastrophe, indem man unwillkürlich an den Zusammenstoß mehrerer Weltkörper denken muß. Man kann sich aber die Umstände und Wirkungen eines Zusammenstoßes in sehr verschiedener Art vorstellen. Sind es zwei feste Körper, die sich durch den Zusammenprall plötzlich erhitzen, oder ist es ein sehr großer fester Körper, der mit einem kleinen lichtschwachen Stern zusammentrifft, oder endlich ein Meteoritenschwarm, der in einen Nebelfleck eindringt und dabei in Glut gerät, oder handelt es sich, wie Arrhenius glaubt, um Sonnen, die mit einer festen Kruste umkleidet sind, jedoch im Innern einen enormen Vorrat von Energie in radioaktiver Form enthalten, der durch den Zusammenstoß plötzlich aktiv wird? Tatsächlich erscheinen die neuen Sterne häufig von einer Nebelhülle umgeben, aber man weiß nicht, ob diese Ursache oder Wirkung des Vorganges ist. Das Geheimnis erscheint noch größer, wenn man die Gesamtheit der Sterne in Betracht zieht. Sind diese gleichzeitig entstanden oder leuchteten sie nach und nach auf, während andere erloschen? In diesem Falle müßte es neben den leuchtenden Sternen eine noch größere Anzahl erloschener und infolgedessen dunkler Massen in den Himmelsräumen geben? Wie kann man dies wissen? Die folgenden Betrachtungen, deren erste auf Lord Kelvin zurückgeht, können dazu dienen, diese Frage zu beantworten.

Wir wissen, daß die Milchstraße von einer ungeheuren Anzahl Fixsterne gebildet ist, die einander anziehen und nach allen Richtungen hin sich bewegen. Dadurch bietet sie uns in gewissem Sinne das Bild eines Gases, dessen Moleküle sich auch gegenseitig anziehen und nach den verschiedensten Richtungen hin bewegen. In diesem Sinne würde also jeder Stern die Rolle eines Gasmolekuls spielen, und man könnte unter solcher Voraussetzung auf die Sternenwelt die Ergebnisse der mechanischen Gastheorie anwenden. Ein der allgemeinen Anziehung unterworfenes Gas nimmt nach kurzer Zeit einen Gleichgewichtszustand an, in welchem die Molekulargeschwindigkeiten einem gewissen Gesetz gehorchen und die Temperatur gegen das Zentrum der Gasmasse hin zunimmt. Die Temperatur dieses Zentrums hängt ab von der Masse des Gases und seinem Volumen, sie wird bestimmt durch die Molekulargeschwindigkeiten.

Wenden wir diese Prinzipien auf die Milchstraße an. Die von uns beobachteten Sterngeschwindigkeiten gehören nahezu dem Zentrum der Milchstraße an und können uns daher belehren über den Umfang und die gesamte Masse der Sternanhäufungen. Man findet auf diese Weise, daß unsere Teleskope beinahe die äußeren Grenzen der Milchstraße erreicht haben und daß es dort nur wenige dunkle Sterne gibt, weil sonst die eigenen Geschwindigkeiten der sichtbaren Sterne größer sein müßten, als sie der Beobachtung gemäß sind. Wenn die Milchstraße den stabilen Zustand, dem sie notwendig entgegenstrebt, erreicht hat, ist alles oben Gesagte richtig und die Eigenbewegungen müssen gemäß einem bestimmten Gesetze verteilt sein. Ob das der Fall ist, kann nur die Beobachtung lehren, und es scheint, daß sie die Frage verneint. Nach Prof. Kapteyn und anderen Astronomen geben die Eigenbewegungen im großen und ganzen so vor sich, als wenn zwei Sternschwärme sich gegenseitig durchdringen. Man könnte meinen, es wären zwei Milchstraßen, nachdem sie ihren schließlichen Gleichgewichtszustand erreicht hatten, einander begegnet, hätten aber noch nicht lange genug aufeinander gewirkt, um die Unterschiede, welche sie gegeneinander besitzen, ganz auszugleichen.

Wenn diese Schlußfolgerungen in ihren allgemeinen Grundzügen bestehen bleiben und die Zahl der erloschenen Sterne nicht ungeheuer groß ist, so müssen wir vermuten, daß sämtliche leuchtende Sterne des Himmels zu gleicher Zeit leuchtend wurden und daß das Alter der Milchstraße nicht um ein erheblich Vielfaches das Lebensalter der Sterne übertrifft. In jüngster Zeit hat Prof. Arrhenius eine neue und eigenartige kosmogonische Theorie aufgestellt. Er nimmt an, daß die Gestirne nicht nur durch gegenseitige Anziehung und durch ihr Licht aufeinander wirken, sondern auch elektrische Einflüsse ausüben, ja sogar materielle, bis zum Austausch von Keimen lebender Wesen. Dies geschieht nach seiner Ansicht durch den sogenannten Strahlungsdruck, der eine von den leuchtenden Himmelskörpern ausgehende Kraft darstellt, welche sehr leichte Körperchen abstößt. So sollen nach Arrhenius von der Sonne sehr kleine Partikelchen abgestoßen und in den Weltraum getrieben werden. Diese vereinigen sich dort miteinander zu Meteoriten, dringen in die Nebelmassen des Weltraums ein und bilden dort Sterne, um welche sich die Materie von neuem konzentriert.

Auf diese Weise finden wir die ganze Geschichte der Sterne, ihre Entstehung als fast dunkle Weltkörper, ihr Leuchten, ihren Verfall und ihre schließliche Umhüllung mit einer festen Kruste. Letzteres würde aber nicht den endgültigen Tod bedeuten, sondern nur einen Zustand langen, latenten Lebens bis zu dem Augenblicke, wo ein Zusammenstoß die schlummernde Energie plötzlich erweckt. Damit wurde die Ursache erneuter Nebelbildung gegeben sein und der Kreislauf abermals beginnen. Die Welt des schwedischen Professors Arrhenius ist nicht nur unbegrenzt im Raume, sondern auch ewig in der Zeit. Das Universum gleicht einer großen Wärmemaschine, die zwischen einer warmen und einer kalten Quelle funktioniert; die Wärmequelle wird durch die Sterne gebildet, die kalte Quelle durch die Nebelflecke. Es läßt sich aber zeigen, daß man auch dann auf den ewigen Kreislauf, die ununterbrochene Neubildung von Welten, verzichten muß. Ohne Zweifel, sagt Poincaré dazu, wird man von mir eine Schlußfolgerung erwarten, und dies jetzt mag in Verlegenheit. Jede der aufgestellten Theorien hat Seiten, die für sich sprechen, aber auch andere, die dagegen sind. Handelte es sich lediglich um das Sonnensystem, so würde ich mich sogleich für die alte Laplacesche Hypothese erklären, da es nicht sicher ist, sie dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend umzuändern, aber die Erscheinungen in den Fixsternsystemen verpflichten uns zur Erweiterung derselben, und in dieser Beziehung sind die Tatsachen noch ungenügend, wir müssen weitere Beobachtungen abwarten. Eine Erscheinung von großer Wichtigkeit ist die Spiralform zahlreicher Nebel, sie tritt viel zu häufig auf, als daß man an einen Zufall denken könnte, und es ist klar, daß jede kosmogonische Theorie unvollständig ist, die nicht hierauf Rücksicht nimmt. Aber keine der bisherigen Theorien vermag dies in genügender Weise, und wir könnten nur mit einem Fragezeichen schließen.

Ihre Methode.

Frau X.: „Sie werden also auch durch unerwünschte Besuche belästigt? Versuchen Sie es doch einmal mit meiner Methode."

Frau Y.: „Und die wäre?"

Frau X.: „Wenn ich die Hausglocke läuten höre, dann setze ich sofort meinen Hut auf und ziehe meine Handschuhe an, ehe ich öffne. Und wenn dann jemand vor der Tür steht, dessen Besuch mir unerwünscht ist, dann sage ich einfach: „Das tut mir wirklich leid, aber ich bin, wie Sie sehen, gerade im Ausgehen begriffen."

Frau Y.: „Wenn es nun aber ein Besuch ist, der Ihnen Freude macht, was sagen Sie dann?"

Frau X.: „Ganz einfach: Trifft sich das aber schön, daß ich gerade nach Hause gekommen bin."

— Erkennt sie. Einem Witwer will man in einer Spiritistenversammlung die Selige erscheinen lassen. Alle Bemühungen sind vergeblich. Da meint der Gatte getröstet schließlich: „Ach, ich kann mir's schon denken, warum sie nicht kommt — sie wird halt wieder nichts zum Anziehen haben!"

St. Stephan zu Wien.

Von Friedrich Pollak.

Von welcher Seite man immer sich Wien nähern mag, das erste, was der Wanderer erblickt, ist St. Stefan, das älteste Wahrzeichen Wiens, nicht nur der künstlerische, auch der geographische Mittelpunkt der alten Kaiserstadt, die sich zu seinen Füßen breitet. Stürme der Weltgeschichte umbrausten ihn, Türken, Schweden und Franzosen sah er drohend nahen, und wie gar oft umschwärmten feindliche Geschosse sein sagenumwobenes Haupt. So ist sein Dasein eingewurzelt in jedes Wiener Herz, hat er doch Weh und Lust, mehr Lust als Weh mit seiner allzeit getreuen Wiener Stadt getragen, die ihn zum Dank mit einem Meer von Sagen umponnen hat. Fast alle Wiener Lokalsagen nehmen von ihm seinen Ausgang, wurzeln in ihm oder kehren zu ihm zurück. Legenden hat man ihm genug gesungen, doch die Wahrheit hat ihm noch niemand gesagt, will heißen: daß er — wenigstens in moderner Zeit — noch keinen Biographen gefunden, so daß seine wißbegierigen Verehrer genötigt sind, sich verstreute Notizen über sein Werden und Bestehen aus veralteten Büchern, die der modernen Wissenschaft nicht standhalten, Reiseführern und den periodisch erscheinenden Blättern der Dombauhütte, die aber den breiteren Massen unzugänglich sind, zusammenzusuchen.

Im nachfolgenden soll nun eine kurze Entwicklungsgeschichte mit einem Ueberblick über seine reichen Kunstdenkmale versucht werden. In der Baugeschichte werden wir deutlich verschiedene Perioden zu unterscheiden haben. 1147, so wissen wir, wird die dem heiligen Stephan errichtete Kapelle unter Heinrich Jasomirgotts Patronat erbaut und von Bischof Reginhart von Passau, zu dessen Bistum sie gehörte, geweiht. Als dieser Bau aber 1193 einem Brande zum Opfer fiel, schritt man zu einem Neubau, einer dreischiffigen Basilika mit Querhaus, sieben Arkaden im Langhaus und drei Apsiden, zu welchem Grundriß sicherlich St. Jakob in Regensburg Vorbild war.

Von diesem alten Bau sind noch das Riesentor und die beiden Heidentürme erhalten. Hier endigt die romanische Epoche. Ein Brand 1276 war Anlaß zu dem gotischen Chor, dessen Vollendung wir in das Jahr 1340 (Herzog Albrecht der Weise) zu setzen haben; 1359 legte Herzog Rudolf der Stifter den Grundstein zu dem endlichen Ausbau. Wir kennen glücklicherweise die Namen vieler Meister, die an dem Bau tätig waren. Hanns von Prachatitz vollendete 1433 den großen Turm, Hanns Puchsbaum wölbt 1446 das Hauptgewölbe. Außer ihnen waren die Meister Seyfried (1368), Helbling, Kumpf, Steinhauser, Wenzla von Klosterneuburg, Kling aus Erfurt, Jörg Lexl, Pilgram, Kinig aus Konstanz mit Ehren zu nennen.

Zahlreich sind die Legenden, die sich an die Baugeschichte knüpfen und die — ist doch das Wunder des Glaubens liebstes Kind — von Geschlecht zu Geschlecht liebevoll behütet weitergegeben wurden. Als der sagenhafte Bauherr Falkner aus Krakau, dem das Riesentor und die beiden Heidentürme zugeschrieben wurden, eines Tages aber nicht mehr weiterkonnte, erschien ein blondlockiger Geselle bei ihm und ließ sich anwerben. Unter seiner Hilfe stiegen die Türme rasch empor, doch als sie vollendet waren, verlangte der Gesell zum größten Schmerze seines Herrn den Abschied und ließ sich nimmer halten. Er schied mit dem Versprechen, daß der Meister ihn sicher nochmals sehen sollte. Doch der kam zum Sterben, ohne daß der Gesell zurückgekehrt; als Falkner sich aber seiner vorwurfsvoll erinnerte, da ertönten Aeolsharfen, und im Strahlenglanz erschien dem Sterbenden ein Engel mit des geliebten Jünglings Zügen. So sah der Meister noch in seiner Sterbestunde, wer sein Helfer am Werk gewesen. Komisch wirkt der Erlaß Kaiser Friedrichs IV., der befahl, den Weinjahrgang des Jahres 1450, der besonders sauer war und darob den Namen „Reifbeißer" erhielt, der Dombauhütte von St. Stefan zuzuweisen, um durch Beimischung den Mörtel fester und haltbarer zu machen.

Heute präsentiert sich der Bau innen als dreischiffige gotische Hallenkirche. Die Höhe des Mittelschiffes ist 22,5 Meter, die der Seitenschiffe 20 Meter. Die mit Kehlen gegliederten Pfeiler sind frühgotisch. Im ganzen ist die Gotik hier ziemlich nüchtern und trocken, und der Bau gewinnt erst durch die verschiedenen Stile der zahlreichen Bauperioden und die besonders reiche skulpturale Ausschmückung sein überaus malerisches Ansehen.

Ein Rundgang um und durch die Kirche wird uns am besten orientieren. Treten wir vom Stefansplatz auf die Kirche zu, so erblicken wir zuerst die romanische Fassade mit dem Riesentor und den Heidentürmen. Das tiefliegende, grundbogige Riesentor ist mit zahlreichem romanischen Band- und Pflanzendekor umsponnen, außerdem mit schwachen, künstlerisch sehr tiefstehenden Menschendarstellungen geschmückt. Auf der dem Tore vorgelegten Halle sehen wir unter Baldachinen die charakteristischen Statuen Albrechts V. und seiner Gemahlin Elisabeth. Außerdem trägt die Vorhalle eine Reihe sehr schöner und bemerkenswerter Epitaphe.

Auch das Riesentor ist von einem Märchengestrüpp umwuchert. Hier war z. B. der Schauplatz der Kirchenbußen, die mitunter recht streng sein konnten. Besonders weibliche Personen, die sich gegen die öffentliche Sittlichkeit vergangen hatten, wurden überaus hart gestraft. Die Aermsten mußten in Bettelkleidern, barfuß, einen Strohkranz am Haupt, unter der Tür stehen. Die „vox populi" forderte sie dann gewöhnlich höhnisch auf, den Boden mit dem Strohwisch zu scheuern. Jahrhunderte nach dieser Sitte sprach der Volksmund von ledigen älteren Mädchen noch als „Jungfern, die den Stefansdom reiben". Auch zu Maria Theresias Zeiten feierte diese Unsitte mit Hilfe der sogenannten „Keuschheits-Kommission" wahre Orgien. — Hier war es auch, wo Johannes Parricidas bedauernswerter Sohn Laschen jahrelang bettelnd seinen Unterhalt erwarb, hier stellten sich die Angehörigen eines Schwerkranken oder Sterbenden auf, um bei den Vorübergehenden, einem Aberglauben folgend, um „Jahre zu betteln".

An der rechten Langseite, der südlichen, erblicken wir unter einem von schlanken Säulen getragenen Baldachin das leider sehr beschädigte Grabmal Neidhart Fuchs', des lustigen Rates Ottos des Fröhlichen. Nebenan das Singertor mit einer sehr ausdrucksvollen „Steinigung des Stephanus" und einer bemalten schönen Statue „des Schmerzensmannes". Nun gelangen wir an den Turm, der sich 136 Meter in die Lüfte erhebt. Trotz aller Leichtigkeit im Aufbau verläßt uns nie das Gefühl der Sicherheit. Als wuchtige Pyramide steigt er bis zu dem mit einem Doppelgiebel gekrönten zweiten Stockwerk auf. Ganz wundervoll ist das mählige Anstreben, ohne daß die Stockwerkteilung, die durch Giebel und Schiefenbündel markiert ist, die Harmonie stört. Die Spitze, bekrönt mit einer Kreuzrose, diese selbst von Adler und Kreuz überragt, schießt aus einem ganzen Wald von steinernen Filigrantürmchen remster Gotik empor. Ueberhaupt ist die Gotik hier, die spätgotischen Fischblasen an der obersten Galerie ausgenommen, sehr rein und sicher unerschöpflich in geistreichstem Detail. Die Denkmäler der beiden Regeneratoren des Turmes, der Dombaumeister Ernst (gestorben 1862) und Friedrich von Schmidt (gestorben 1891), beide von dem trefflichen Kundmann, finden wir an der Westseite des Baus angebracht.

Hier begegnen wir einer der poetischsten Sagen aus der Geschichte des Doms: Der Werkmeister Hanns Puchsbaum verliebte sich sterblich in die schöne Tochter Maria seines Bauherrn Hanns von Prachatitz, bei dem er fraut und frei um die Hand des Mädchens anhielt. Höhnisch erwiderte der grausame Vater, er könne ihm die Tochter nur geben, wenn der Geselle sich verpflichtete, in kürzester Zeit den zweiten Turm völlig auszubauen. Der Geselle verzweifelte an dem Gelingen der ungeheuren Aufgabe, verschrieb sich in seiner Not aber dem Bösen, der ihm nur die Bedingung auferlegte, niemals während des ganzen Baues den Namen Jesu und den der heiligen Jungfrau auszusprechen. Unter des Teufels Hilfe flog der Bau förmlich in die Höhe. Als aber Puchsbaum eines Abends auf dem Turm sinnend verweilte, um sein Werk stolz zu betrachten, da sah er von fern seine Geliebte nahen und rief sehnsüchtig ihren Namen Maria in die Luft. Damit war sein Schwur gebrochen, und höhnisch lachend stieß ihn der Böse in die Tiefe.

Nun folgt der wohl einfache, aber dafür um so edlere Formen aufweisende Chor. Hier finden wir das bedeutsame, von Johann Straub 1540 errichtete Renaissance-Hochrelief „Abschied Christi von Maria", daneben das Relief „Christus am Oelberg" mit noch gotischer Architektur, obwohl aus dem Jahre 1502 stammend, das von der Frau des Kirchenmeisters Leonhard Wöner gestiftet wurde. Die Rückseite des Haupttores schmückt eine polychrome Büste des „Schmerzensmannes" (1480), endlich das leider sehr zerstörte „Allerseelenbild" Danhausers. Nebenan die gotische „Capristankanzel", auf der der berühmte Franziskaner 1451 gegen die Türken predigte; über der Kanzel erhebt sich die 1738 von Kortiers und Rösler errichtete Glorie des Heiligen. Links von der Kanzel sehen wir eine Kreuztragung von Konrad Glauen. In der nun folgenden Renaissance-Loggia wurde Mozarts Leiche eingesetzt. Der nur bis zur Dachhöhe ausgebaute zweite Turm, ein Werk aus der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, nennt Meister Anton und Hans Saphoy als seine Schöpfer. Das kupferne Dach und den Adler setzte Michael Schwingenkessel im Jahre 1579 auf. Hier hängt auch die Pummerin, Wiens größte Glocke, die über zweihundert Zentner wiegt und oft in Türkennot ihre Stimme warnend erdröhnen ließ.

Mächtig ist der Eindruck des dreischiffigen Innern der Kirche. Achtzehn profilierte Pfeiler tragen die spitzbogigen Gewölbe. Der reichste Barockschmuck harmoniert aufs schönste mit der zierlichen Gotik, wieder ein Beweis dafür, daß zwei, wenn auch noch so verschiedene Stilepochen einander nicht stören, sondern im Gegenteil einträchtig nebeneinander und zusammen wirken, was allen Puristizierern aufs nachdrücklichste bemerkt sei. Je drei der dem Riesentor zunächstliegenden Pfeiler tragen polychromierte Statuen unter reichen Steinbaldachinen. An zweiten Pfeiler links erhebt sich die weltberühmte sechseckige Kanzel, ein Virtuosenwerk mittelalterlicher Steinmetzkunst. Vier realistische Büsten der Kirchenväter schmücken die Brüstung. Ueber den Meister dieses Werkes (sein Brustbild ist unter der Stiege angebracht) gehen die Meinungen auseinander, doch wird es wohl Michael Dichter, der Künstler des Friedrichgrabes, sein. Dieses, ein mit Reliefdarstellungen aus dem Leben des Fürsten geschmückter Sarkophag, der die Gebeine Friedrichs III. (gestorben 1493) enthält, wurde von Nikolaus Lerch begonnen, aber erst 1513 von Dichter vollendet.

Wie am äußeren Bau, so finden wir alle Jahrhunderte auch im Inneren an der Arbeit, zum Schmuck des ewigen Gotteshauses beizutragen. Gotik, Renaissance, Barock und neunzehntes Jahrhundert sehen wir einträchtig nebeneinander. Eine Beschreibung nach der Entstehungszeit wird wohl am besten orientieren.

In der ganzen Eligiuskapelle finden wir einen schönen, dem heiligen Valentin gestifteten Flügelaltar aus dem fünfzehnten und eine Holzstatuette der Madonna aus dem dreizehnten Jahrhundert. 1326 entstand die Tirnakapelle, durch herrliches Schmiedeeisen von der Kirche abgetrennt. Hier, zu Füßen eines Freskos von J. Ender (1853) liegt Prinz Eugen, der letzte Ritter, begraben. Gegenüber der Liechtensteinkapelle wölbt sich Meister Prachatitz' spätgotischer Baldachin über dem bedeutenden Andreasaltar. Reinste Renaissance sind die Grabmale des Historikers Cuspiman (1529), des Humanisten Siedmann (1512), des Bischofs Faber (1541), des Propstes Rasmann (1504) und des Musikers und Bischofs Slatkonia, die aus der großen Reihe besonders herausgehoben seien. Ueberhaupt ist die Kirche reich an Grabmälern, und ein Rundgang läßt uns die ganze Geschichte Inner-Oesterreichs miterleben. Das Grab des Kardinals Kollonitsch läßt uns an die Türkenbelagerung denken, der wir auch nochmals in einem eigenen Stiftungsdenkmal begegnen, das 1894 zur Erinnerung an die 1683 erfolgte Befreiung Wiens von Edmund Hellmer errichtet wurde.

Berühmt ist das im Mittelchor befindliche, 1484 von Wilhelm Rollinger geschnitzte Chorgestühl. In der Musikgeschichte hat der Chor von St. Stefan seit jeher eine große Rolle gespielt, haben doch die beiden Haydn, Mozart und der „österreichische Palästrina", Johann Josef Fux, hier gewirkt. Am Abschluß unserer kurzen Wanderung betrachten wir noch den Hochaltar in schwarzem Marmor, eine Schöpfung des Architekten Jacob und des Malers Tobias Bock, die wir der Anregung des Bischofs Friedrich von Breuner verdanken. Erbaut 1640—1647.

Zu guterletzt sei noch auf die Reliquienschatzkammer aufmerksam gemacht, die gar manche kunstgewerblichen Schätze, von der romanischen Epoche angefangen, bis zur modernen enthält. Die Katakomben, die zum großen Teil im 17. und 18. Jahrhundert entstanden, sind ohne Kunstwert, und auch das Grusein kann man hier nicht mehr lernen, da die Särge in abgemauerte Seitenkammern geschafft wurden.

Ganz ungeheuer ist die Popularität des Doms. Jedes echte Wiener Kind hat den Wunsch, hier „gefirmt" (konfirmiert) zu werden. Nach Tausenden zählen die jeschen Fiaker, die, eine Blume im Knopfloch, oft bis an den Franz Josefs-Quai oder bis an die „Seilerstatte" stehen, um auf den Firmling und die „reiche Frau Göd" zu warten. Entzückend ist der Anblick, wenn die hunderte festlich gekleideter Kinder die Kirche erfüllen und die Lichter, vom Weihrauch sanft umwallt, matt blinzeln im magischen Dämmerschein der bunten Fenster.

Ein „großdenkender" Diplomat.

Die „Frkf. Ztg." brachte am 28. Juli das folgende Heiratsgesuch: Attaché in hoher Position, mit größter Zukunft, große elegante Erscheinung, 30 Jahre alt, freidenkend, gesund, allererste Familie, Vater Exzellenz, sucht, da keine Gesellschaften stattfinden, auf diesem Wege eine Lebensgefährtin aus besserer Familie, deren Vermögen es gestattet, die Frau eines zukünftigen Botschafters zu werden. Gegenseitige Diskretion Ehrensache. Vermittler streng verbeten. Um ausführliche Anträge ersucht gefl. postlagernd.

Schleier zwecklos.

Die Klage über rote Nasen mehrt sich mit Eintritt der rauheren Jahreszeit auch wieder bei unseren Damen. Wenn unsere Frauen durch das vollkommen zwecklose Tragen eines Schleiers die Gesichtshaut verweichlicht haben, mögen sie sich auch nicht wundern, wenn bei kälterem, windigem Wetter, besonders bei kaltem Regen und Schnee, die den Schleier durchnäßen, die Haut auf Wangen und Lippen springt und die Nase als unerfreuliches Thermometer sich rötet. Aber auch direkt ernste Krankheiten kann ein Schleier veranlassen, und so manche schwere Gesichtsrose ist allein darauf zurückzuführen gewesen, daß beim Färben des Schleiers schädliche Stoffe Verwendung gefunden hatten.

Ganz töricht ist es schließlich, wenn als Schleier nicht nur gleichmäßiges dünnes Gewebe benutzt wird, sondern wenn man dazu mit Arabesken verzierten oder mit Tüpfelchen versehenen Stoff wählt. Durch diese Beeinträchtigung des Sehfeldes kann das Auge ernstlich Schaden nehmen, und es gilt das vor allem für die in der Entwicklung begriffenen Mädchen, die sich auf eine solche Weise leicht das Schielen oder wenigstens den sogenannten „falschen Blick" angewöhnen.

Wir brauchen weder im Sommer noch im Winter einen Schleier, dessen angebliche Verhütung von Halskrankheiten mindestens zweifelhaft ist, und wer ohne Scheu sein Gesicht jeder Witterung aussetzt, wird zum Lohn dafür die reinsten und schönsten Gesichtsfarben haben, weil seine Hautgefäße nicht ihre zusammenziehende und erweiternde Kraft verloren haben und damit der Haut die Anpassungsfähigkeit an jede Witterung erhalten worden ist. Blasse, welke Gesichter, spröde Haut und rote Nasen rühren oft nur von dem gewohnheitsmäßigen Gebrauch eines Schleiers her, den deshalb unsre Damen möglichst bald aus der Liste ihrer Toilettenartikel streichen sollten.

Der Einbrecher und sein Regenschirm.

Eine ergötzliche Geschichte von einem Einbrecher und seinem Regenschirm wird aus Frankfurt a. M. erzählt, die vor der Strafkammer ans Tageslicht kam. Der Werkzeugmacher K. war in die Wohnung eines Bäckermeisters eingebrochen und hatte dort zu seiner Freude in der Kasse einen Barbetrag von 12.000 Mark gefunden. Ganz zufrieden mit dem Resultat seines Einbruchs verschwand er schleunigst wieder von der Bildfläche, vergaß aber in der Eile seinen Regenschirm, den er sorgsam mitgenommen und in einer Ecke gestellt hatte. Der Verdacht der Täterschaft fiel bald auf K., dem der verdächtige Regenschirm vorgewiesen wurde. Er bekannte sich natürlich nicht zu seinem Eigentum, wodurch sich die Polizeibeamten aber nicht irreführen ließen. Sie begaben sich zu der Frau des Verdächtigten, zeigten den Schirm vor und fragten, ob es der ihres Mannes sei. Die Frau, die von dem Einbruch ihres Mannes nichts wußte, erklärte freudig und sicher, der Schirm gehörte ihrem Mann. Natürlich mußte da der Angeklagte, ob er wollte oder nicht, seinen Einbruch zugeben.

Wie lange kann man den Atem halten.

Gleichzeitig mit der Erforschung der Eigenschaften des Atmungszentrums hat man sich in den letzten Jahren auch mit der Frage beschäftigt, auf welche Weise man den Atem möglichst lange anhalten könne. Das geschieht am besten, indem man durch einen äußerst kräftigen vorhergehenden Atemzug den Kohlensäuregehalt des Blutes so weit wie möglich herabsetzt. Am vorteilhaftesten ist es, wenn man diese Ventilation mit reinem Sauerstoff vornimmt, wodurch man den Organismus mit einem gewissen Reservevorrat dieses lebensnotwendigen Elementes speist. Die Folge ist, daß einerseits der Sauerstoffmangel in Blut und Lungen, anderseits die Bildung saurer, das Atmungszentrum reizender Produkte verzögert wird. Die derart vorbereiteten Menschen konnten, ohne das Bewußtsein zu verlieren, den Atem 8 Minuten und 18 Sekunden anhalten. In diesem Zusammenhange mag daran erinnert werden, daß der letzte internationale Rekord für tauchende Schwimmer 4 Minuten 43½ Sekunden war.

Heil den Enkeln.

Vergeblich mühten wir uns kaum,
Was wir erstrebt, kommt andern erst zustatten;
Der Vorfahr pflanzt den jungen Baum,
Der Nachkomme hat seinen kühlen Schatten.

Emanzipation ist — wenn keiner kommt.